



KRISTIN
HANNAH

DIE FRAUEN
JENSEITS DES
FLUSSES

ROMAN

RL

»Erstaunlich.
Fesselnd.
Kraftvoll.«
DELIA OWENS

KRISTIN
HANNAH

Die Frauen
jenseits des Flusses

 rütten & loening

KRISTIN HANNAH

Die Frauen jenseits des Flusses

ROMAN

*Aus dem Amerikanischen
von Christine Strüh*

 rütten & loening

Die Originalausgabe unter dem Titel
The Women
erschien 2024 bei St. Martin's Press, New York.



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

ISBN 978-3-352-00944-0

Rütten & Loening ist eine Marke
der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2024

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2024

www.aufbau-verlage.de

10969 Berlin, Prinzenstraße 85

© Kristin Hannah, 2024

Published by Arrangement with VISIBLE INK CORPORATION

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44 b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Satz Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

Dieser Roman ist den mutigen Frauen gewidmet, die in Vietnam gedient haben. Diese Frauen – größtenteils Krankenschwestern, die mit heroischen Familiengeschichten aus dem Zweiten Weltkrieg aufgewachsen waren – folgten dem Ruf ihres Landes und zogen in den Krieg. Viel zu oft kehrten sie in eine Heimat zurück, die sich nicht dafür interessierte, was sie geleistet hatten, und in eine Welt, die nichts von ihren Erfahrungen hören wollte; viel zu oft wurden die Schwierigkeiten, mit denen sie nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg zu kämpfen hatten, ignoriert, ihre Geschichten vergessen oder bestenfalls als Randbemerkungen abgetan. Ich bin dankbar, die Stärke, die Widerstandskraft und das Durchhaltevermögen all dieser Frauen endlich ins rechte Licht rücken zu können.

Gewidmet ist der Roman ebenfalls den Veteranen sowie den Kriegsgefangenen und Vermissten und ihren Familien, die große Opfer gebracht haben.

Und schließlich widme ich ihn auch dem medizinischen Personal von heute, das die Pandemie bekämpft und alles gegeben hat, um anderen zu helfen.

Danke.

Teil 1



*Dieser Krieg hat die Kluft zwischen den
Generationen dermaßen vergrößert, dass sie droht,
das Land zu zerreißen.*

FRANK CHURCH

KAPITEL 1

Coronado Island, Kalifornien
Mai 1966

Das von Mauern umgebene Privatanwesen der McGraths war eine Welt für sich, geschützt und abgeschieden. An diesem dämmrigen Abend schimmerten die Sprossenfenster des Tudor-Hauses auf dem üppigen, gepflegten Grundstück juwelenleich, die Palmwedel wiegten sich leise, auf dem Pool schaukelten Kerzen, und an den Ästen der großen kalifornischen Steineiche hingen goldene Lampions. Zwischen den zahlreichen, gut gekleideten Gästen schwirrten schwarz livrierte Kellner mit Silbertablets voller Champagnergläser umher, in einer Ecke spielte dezent ein Jazztrio.

Die zwanzigjährige Frances Grace McGrath wusste genau, was an einem solchen Abend von ihr erwartet wurde. Sie sollte das Inbild einer wohlerzogenen jungen Lady verkörpern, die – stets lächelnd, still und heiter – sämtliche unpassenden Gefühle voll unter Kontrolle hatte. Die Regeln, die Frankie nicht nur zu Hause, sondern auch in der Kirche und in der St. Bernadette's Academy for Girls beigebracht worden waren, hatten ihr aufs Deutlichste vermittelt, was sich gehörte und was nicht. Die Unruhe, die derzeit überall im Land herrschte, die auf den Straßen und auf dem Universitäts-campus der Stadt explodierende Wut war für sie eine fremde

Welt, ebenso unverständlich wie der Konflikt im fernen Vietnam.

So schlenderte sie zwischen den Gästen umher, nippte an ihrer eisgekühlten Cola, versuchte, zu lächeln, und blieb gelegentlich stehen, um mit Freunden ihrer Eltern Konversation zu betreiben. Sie hoffte, niemand würde ihr anmerken, dass sie sich Sorgen machte und die ganze Zeit über Ausschau nach ihrem Bruder hielt, der zu spät zu seiner eigenen, ihm zu Ehren ausgerichteten Party eintraf.

Frankie vergötterte Finley, ihren großen Bruder. Die beiden waren immer unzertrennlich gewesen: Zwei schwarzhaarige, blauäugige Kinder, die, keine zwei Jahre auseinander, den lieben langen kalifornischen Sommer praktisch ohne Aufsicht verbracht hatten, auf ihren Fahrrädern vom einen Ende der verschlafenen Insel zum anderen geradelt und selten vor Einbruch der Nacht zurück nach Hause gekommen waren.

Doch an den Ort, zu dem Finley jetzt aufbrechen wollte, konnte sie ihm nicht folgen.

Das Röhren eines Motors, begleitet von lautem Hupen, unterbrach die Ruhe der Party.

Frankie sah, wie ihre Mutter zusammenzuckte. Bette McGrath hasste alles Laute und Vulgäre, und ganz sicher hielt sie nichts davon, wenn jemand seine Ankunft mit einem Hupkonzert ankündigte.

Wenige Augenblicke später fiel das Gartentor geräuschvoll ins Schloss, und Finley tauchte auf, das hübsche Gesicht erhitzt, die schwarzen Locken umrahmten wild seine Stirn. Rye Walsh, sein bester Freund, hatte den Arm um ihn gelegt, aber keiner der beiden wirkte allzu sicher auf den Beinen. Lachend hielten sie einander aufrecht, hinter ihnen stolperten weitere Freunde herein.

In ihrem makellosen schwarzen Etuikleid, die Haare elegant hochgesteckt, ging Mom auf die Gruppe kichernder junger Männer und Frauen zu. Um den Hals trug sie die Perlen, die

ihre Großmutter ihr vererbt hatte, ein subtiler Hinweis darauf, dass Bette McGrath früher Bette Alexander von den Alexanders aus New Port Beach gewesen war. »Jungs«, sagte sie mit melodiöser Stimme. »Wie schön, dass ihr doch noch gekommen seid.«

Schwankend löste Finley sich aus Ryes Umarmung und versuchte, trotzdem einigermaßen aufrecht stehen zu bleiben.

Dad gab der Band ein Zeichen, und die Musik verstummte. Plötzlich war nur noch die Geräuschkulisse von Coronado Island an einem Abend im Spätfrühling zu hören – das leise Rauschen des Ozeans, das Wispern der Palmen, Hundegebell irgendwo in der Nachbarschaft oder vielleicht auch am Strand. In seinem maßgeschneiderten schwarzen Anzug, einem frischen weißen Hemd mit schwarzer Krawatte, in der einen Hand eine Zigarette, in der anderen einen Manhattan, trat Dad nach vorn. Mit seinen kurz geschnittenen schwarzen Haaren und dem eckigen Kinn sah er ein bisschen aus wie ein ehemaliger Boxer, dem der große Wurf gelungen war und der gelernt hatte, sich gut anzuziehen. Denn selbst hier, inmitten all der attraktiven, gut gekleideten Partygäste, stachen er und Mom durch ihre besondere Aura des Erfolgs hervor. Mom gehörte zum alten Geldadel und war auf der gesellschaftlichen Leiter schon immer ganz oben gewesen, Dad hatte sich seinen Weg an die Spitze aus eigener Kraft gebahnt, um nun selbstbewusst neben ihr zu stehen.

»Freunde, Familie, Akademie-Absolventen«, begann Dad mit dröhnender Stimme. Als Frankie ein kleines Mädchen war, hatte man ihm noch den Hauch eines irischen Akzents angehört, aber er hatte hart daran gearbeitet, ihn abzulegen. Dad hatte oft mit seiner eigenen Einwanderersaga geprahlt – eine Geschichte von Disziplin und harter Arbeit –, selten erwähnte er jedoch, welche Chancen es ihm eingebracht hatte, die Tochter seines Chefs zu heiraten. Natürlich wussten das trotzdem alle. Ebenso bekannt war, dass Dad nach dem Tod von Moms

Eltern deren Vermögen mit seinem Engagement in der kalifornischen Immobilienbranche mehr als verdreifacht hatte.

Jetzt legte er den Arm um die Schulter seiner zierlichen Frau und zog sie so eng an sich, wie sie es in der Öffentlichkeit zuließ. »Wir sind dankbar, dass ihr alle gekommen seid, um unserem Sohn Finley gemeinsam mit uns eine gute Reise zu wünschen.« Dad lächelte. »Von jetzt an müssen wir ihn nicht mehr morgens um zwei nach irgendeinem lächerlichen Dragster-Rennen aus dem Polizeirevier von Coronado retten.«

Vereinzelt wurde gelacht. Die Partygäste kannten die Umwege, die Finley auf seinem Weg ins Erwachsenwerden gemacht hatte. Von Anfang an war er ein Sonnyboy gewesen, ein Wildfang, der auch das härteste Herz zum Schmelzen brachte. Die Leute lachten über seine Späße, die Mädchen liefen ihm nach. Alle liebten Finley, aber die meisten stimmten überein, dass er kein Kind von Traurigkeit war. In der vierten Klasse blieb er sitzen, hauptsächlich aufgrund seiner ständigen Streiche. In der Kirche mangelte es ihm gelegentlich am nötigen Respekt, und er mochte Mädchen, die kurze Röcke trugen und Zigaretten in der Handtasche versteckten.

Als das Lachen verstummte, fuhr Dad fort: »Wir trinken auf Finleys Wohl, auf sein großes Abenteuer. Wir sind stolz auf dich, mein Sohn!«

Nun erschienen die Kellner mit den Dom-Pérignon-Flaschen, schenkten Champagner nach, Gläserklimpfern erfüllte die Luft. Die Gäste umringten Finley; Männer klopfen ihm auf die Schultern und gratulierten ihm zu seinem Entschluss, junge Frauen drängelten sich zu ihm durch und buhlten um seine Aufmerksamkeit.

Erneut gab Dad der Band ein Zeichen, und sofort setzte die Musik wieder ein.

Frankie nutzte die Gelegenheit und machte sich auf den Weg ins Haus, vorbei an der großen Küche, in der die Caterer fleißig Tablettts mit Canapés arrangierten.

Sie verkroch sich im Büro ihres Vaters, das als kleines Mädchen ihr Lieblingsort gewesen war. Große, kuschelige Ledersessel, Fußschemel, zwei Wände voller Bücher, ein riesiger, massiver Schreibtisch. Sie knipste das Licht an. Der Raum roch wie immer nach altem Leder und Zigarren, gemischt mit einem Hauch teuren Aftershave. Auf dem Schreibtisch lagen, in ordentlichen Stapeln, Baugenehmigungen und Architekturpläne.

Eine ganze Wand des Büros war der Familienhistorie gewidmet. Gerahmte Fotos, zum Teil Erbstücke von Moms Eltern und sogar ein paar Bilder, die Dad aus Irland mitgebracht hatte, etwa das Foto von Urgroßvater McGrath in Soldatenuniform, wie er vor der Kamera salutierte. Neben diesem Bild hing, ebenfalls in einem Rahmen, ein Kriegsorden, der Frankies Großvater Francis im Ersten Weltkrieg verliehen worden war. Das Hochzeitsfoto ihrer Eltern war zwischen Großvater Alexanders »Purple Heart«-Verwundetenauszeichnung und einem Zeitungsausschnitt platziert, auf dem das Schiff seiner Truppe bei Kriegsende in den Hafen einfuhr.

Von ihrem Vater gab es keine Bilder in Uniform. Er war mit 4-F als für den Militärdienst untauglich eingestuft worden, was ihn zutiefst beschämte. Darüber klagte er allerdings nur im Privaten, nur im Rahmen der engsten Familie und auch nur, wenn er getrunken hatte. Nach dem Krieg hatte er Grandpa Alexander überredet, in San Diego erschwinglichen Wohnraum für zurückkehrende Veteranen zu bauen. Dad bezeichnete es als seinen Beitrag zu den Kriegsanstrengungen, und das Projekt war spektakulär erfolgreich gewesen. Im Gespräch mit anderen war er immer so »militärstolz«, dass mit der Zeit anscheinend alle in Coronado seinen Makel, nie gedient zu haben, vergessen hatten. Von seinen Kindern gab es keine Bilder an der Wand – noch nicht. Frankies Vater war der Meinung, dass man sich den Platz in dieser Galerie verdienen musste.

Auf einmal hörte Frankie, wie sich hinter ihr leise die Tür öffnete, und jemand sagte: »Oh. Tut mir leid, Entschuldigung. Ich wollte nicht stören.«

Sie drehte sich um und sah Rye Walsh in der Tür stehen, in der einen Hand einen Cocktail, in der anderen ein Päckchen »Old Gold«-Zigaretten. Anscheinend war er auf der Suche nach einem ruhigen Plätzchen zum Rauchen.

»Ich verstecke mich hier nur vor der Party«, erklärte sie. »Irgendwie habe ich keine große Lust zu feiern.«

Rye ließ die Tür hinter sich offen. »Da hatten wir anscheinend den gleichen Plan. Aber du erinnerst dich wahrscheinlich gar nicht an mich ...«

»Joseph Ryerson Walsh, genannt Rye. Wie der Whiskey«, sagte Frankie und versuchte zu lächeln. So hatte er sich letzten Sommer vorgestellt. »Aber warum versteckst du dich? Du und Fin seid doch gute Freunde und liebt Partys.«

Als er näher kam, fing Frankies Herz auf einmal an zu stolpern. Schon bei ihrer ersten Begegnung war es Frankie so gegangen, aber sie hatten sich nie wirklich unterhalten. Auch jetzt wusste sie nicht, worüber sie mit ihm reden sollte, da sie mit einem Gefühl des Verlassenwerdens kämpfte, einem Gefühl von Einsamkeit.

»Ich werde ihn vermissen«, sagte Rye leise.

Frankie spürte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen, und wandte sich hastig von Rye ab. Er stellte sich neben sie, und sie starrten gemeinsam auf die Familienbilder und -andenken. Männer in Uniform, Frauen im Hochzeitskleid, Orden für Tapferkeit und Verwundungen, eine dreieckig gefaltete, ebenfalls gerahmte amerikanische Flagge, die Frankies Großmutter väterlicherseits bekommen hatte.

»Warum hängen denn außer den Hochzeitsbildern hier keine Fotos von Frauen?«, fragte Rye plötzlich.

»Es ist eine Heldenwand. Zu Ehren der Opfer, die unsere Familie im Dienst unseres Landes gebracht hat.«

Er zündete sich eine Zigarette an. »Frauen können doch auch Helden sein.«

Frankie lachte.

»Was findest du daran komisch?«

Frankie wischte sich die Tränen aus den Augen und sah ihn an. »Ich ... na ja ... du meinst nicht etwa ...«

»Doch«, sagte er und erwiderte ihren Blick. Frankie konnte sich nicht erinnern, dass ein Mann sie jemals so angeschaut hatte, so intensiv. Sie musste tief Luft holen. »Ich meine es genau so, Frankie. Wir schreiben das Jahr 1966. Die ganze Welt ist dabei, sich zu verändern.«

Stunden später, als die Gäste schon dabei waren, sich höflich zu verabschieden, dachte Frankie noch immer an Rye und seine Worte.

Frauen können doch auch Helden sein.

So etwas hatte sie noch nie gehört. Weder von ihren Lehrerinnen bei St. Bernadette's noch von ihren Eltern. Nicht einmal von Finley. Sie fragte sich, warum es ihr selbst noch nie in den Sinn gekommen war, dass ein Mädchen, eine Frau, ebenfalls einen Platz auf der Bürowand ihres Vaters einnehmen könnte, wenn sie etwas Heroisches oder Wichtiges getan hatte. Dass eine Frau etwas erfinden oder entdecken oder als Krankenschwester auf dem Schlachtfeld womöglich Leben retten konnte.

Die Vorstellung erschütterte nicht nur ihre wohlbehütete Sicht auf die Welt, sondern stellte ihr ganzes Selbstbild auf den Kopf. Aber die Nonnen, die Lehrerinnen und ihre eigene Mutter hatten ihr jahrelang beigebracht, dass Krankenpflege ein exzellenter Beruf für eine Frau sei.

Lehrerin. Krankenschwester. Sekretärin. Das waren akzeptable Aufgabenbereiche für ein Mädchen wie sie. Erst eine Woche zuvor hatte ihre Mutter sich Frankies Klagen über ihre Probleme mit dem Biologieunterricht in der Oberstufe ange-

hört und freundlich erwidert: *Wer interessiert sich denn auch für Frösche, Frances? Du wirst sowieso nur so lange als Krankenschwester arbeiten, bis du heiratest. Übrigens ist es Zeit, dass du endlich anfängst, darüber nachzudenken. Du brauchst dich nicht so zu quälen mit deinen anspruchsvollen Kursen, mach ruhig ein bisschen langsamer. Stattdessen solltest du dich öfter verabreden.* Frankie hatte gelernt zu glauben, es sei ihre Aufgabe, eine tüchtige Hausfrau zu werden, artige Kinder zu erziehen und für ein schönes Zuhause zu sorgen. Auf ihrer katholischen Highschool hatten die Schülerinnen ganze Tage damit verbracht, Knopflöcher perfekt zu bügeln, eine Serviette präzise zu falten und den Tisch elegant zu decken. Am San Diego College for Women wurde unter ihren Klassenkameradinnen und Freundinnen nicht rebelliert, bestenfalls lachten die Mädchen gelegentlich darüber, dass sie nur für ihren MRS-Abschluss arbeiteten – also nur studierten, um einen Ehemann zu finden und endlich »Mrs.« genannt zu werden. Auch Frankie hatte nicht groß über ihre Ausbildung zur Krankenschwester nachgedacht. Es ging auch ihr eigentlich nur darum, gute Noten zu bekommen, damit ihre Eltern stolz auf sie sein konnten.

Als die Musiker am Partyabend ihre Instrumente einpackten und die Kellner die leeren Gläser wegzuräumen begannen, schlüpfte sie aus ihren Sandalen, verließ den Garten und überquerte den stillen Ocean Boulevard, die breite, gepflasterte Straße, die das Haus ihrer Eltern vom Strand trennte.

Vor ihr erstreckte sich der goldene Sand von Coronado Beach. Ein Stück links von ihr lag das berühmte Hotel del Coronado, rechts befand sich die große Naval Air Station North Island, die Militärbasis der US-Navy, die vor Kurzem als Geburtsort der Marineluftfahrt anerkannt worden war.

Die kühle Nachtbrise fuhr durch ihre toupierte, kinnlange Pagenfrisur, hatte jedoch gegen das »Aqua Net«-Haarspray, das jede Strähne zuverlässig an Ort und Stelle hielt, keine Chance.

Frankie setzte sich in den kühlen Sand, schlang die Arme um ihre angewinkelten Knie und starrte hinaus in die Wellen. Über ihr stand der Vollmond am Himmel, ganz in der Nähe sah sie das orange Schimmern eines Lagerfeuers, der Geruch des Rauchs wehte durch die Nachtluft zu ihr herüber.

Wie konnte eine Frau sich die Welt erschließen? Wie begann man eine Reise, wenn man kaum wusste, wo es hingehen sollte? Für Finley war es einfach, für ihn war der Weg geplant und vorbereitet worden. Er würde das tun, was alle Männer der McGrath- und Alexander-Sippe taten: ehrenvoll seinem Land dienen und anschließend das Immobiliengeschäft der Familie übernehmen. Frankie dagegen hatte – abgesehen von Heiraten und Kinderkriegen – nie jemand einen Vorschlag gemacht, wie sie ihre Zukunft gestalten könnte.

Lachen und das Geräusch rascher Schritte rissen sie aus ihrer Träumerei. Eine junge blonde Frau tauchte auf, zog sich im Sand die Schuhe aus und rannte ungehemmt in die Brandung. Ihr folgte Rye, ebenfalls lachend. Er hatte sich nicht mal die Mühe gemacht, die Schuhe auszuziehen. Jemand sang etwas unharmonisch »Walk Like a Man«.

Hinter den beiden erschien Finley und ließ sich, noch betrunkenener als zuvor, neben sie fallen. »Wo warst du denn den ganzen Abend, Schätzchen? Ich hab dich vermisst.«

»Hey, Fin«, antwortete sie leise, lehnte sich an ihn und erinnerte sich an ihr Leben am Strand, wie sie als Kinder kunstvolle Sandburgen gebaut und beim stets dudelnden Eiswagen, der im Sommer den Ocean Boulevard hinauf- und hinuntertingelte, Eis am Stiel gekauft hatten. Lange Stunden hatten sie auf ihren Surfbrettern verbracht, sich, die Füße über die Seiten baumelnd, in der heißen Sonne unterhalten und ihre tiefsten Geheimnisse ausgetauscht, während sie auf die nächste Welle warteten.

Immer zusammen. Beste Freunde.

Frankie wusste, was ihr Bruder jetzt von ihr brauchte; sie

sollte ihm sagen, dass sie stolz auf ihn war, und ihn dann mit einem Lächeln verabschieden. Aber sie brachte es nicht fertig. Sie hatten einander nie belogen, und jetzt schien nicht der richtige Zeitpunkt, um damit anzufangen. »Fin, bist du sicher, dass du nach Vietnam gehen solltest?«

»Frag nicht, was dein Land für dich tun kann, sondern frag, was du für dein Land tun kannst.«

Frankie seufzte. Sie und Finley hatten Präsident Kennedy vergöttert. Was er gesagt hatte, bedeutete ihnen etwas – was konnte sie dagegen einwenden? »Ich weiß, aber ...«

»Es ist nicht gefährlich, Frankie. Vertrau mir. Ich bin Absolvent der Marineakademie, Offizier mit einem bequemen Job auf einem Schiff, ich kann eine ruhige Kugel schieben. Und werde im Handumdrehen wieder da sein. Du wirst kaum genügend Zeit haben, mich ordentlich zu vermissen.«

Alle behaupteten das Gleiche: Der Kommunismus verkörpere das Böse und müsse aufgehalten werden, schließlich befänden sie sich mitten im Kalten Krieg. Gefährliche Zeiten. Wenn ein großer Mann wie Präsident Kennedy am helllichten Tag in Dallas von einem Roten erschossen werden konnte, wie sollte sich dann ein Amerikaner noch sicher fühlen? Alle waren sich einig darin, dass man es dem Kommunismus nicht erlauben durfte, sich erfolgreich in Asien auszubreiten, und Vietnam war genau der Ort, an dem man ihn ausbremsen musste.

In den Abendnachrichten sah man lächelnde Soldaten in großen Gruppen durch den Dschungel marschieren und den Journalisten mit nach oben gerecktem Daumen zeigen, dass alles in Ordnung war. Kein Tropfen Blut wurde vergossen.

Finley legte den Arm um seine Schwester.

»Ich werde dich vermissen, Schnuckelchen.« Doch sie hörte das kurze Stocken in seiner Stimme und wusste, dass er selbst Angst davor hatte zu gehen.

Hatte er diese Angst schon die ganze Zeit vor ihr versteckt? Womöglich auch vor sich selbst?

Und da war sie wieder, die Sorge, die sie schon den ganzen Abend zu unterdrücken, zu ignorieren versucht hatte. Auf einmal aber wuchs das Gefühl ihr über den Kopf, sie konnte es nicht mehr ertragen. Wegschauen war unmöglich geworden.

Ihr Bruder zog in den Krieg.

KAPITEL 2

Die nächsten sechs Monate schrieb Frankie ihrem Bruder jeden Sonntag, wenn sie aus der Kirche zurückkam. Im Gegenzug erhielt sie lustige Briefe über Finleys Leben an Bord des Schiffs und über die Eskapaden seiner Seefahrer-Kollegen. Er schickte Postkarten von üppigen grünen Dschungeln und Stränden mit Sand, der weiß war wie Salz. Er erzählte ihr von Partys im O-Club und in den Dachterrassenbars in Saigon, von den Berühmtheiten, die dort für die Unterhaltung der Truppen sorgten.

Seit Finley weg war, hatte Frankie die Anzahl ihrer Kurse erhöht, so dass sie ihre Ausbildung früher als geplant und mit Auszeichnung abschloss. Als frischgebackene examinierte Krankenschwester bekam sie ihren ersten Job in einem kleinen Krankenhaus im nahe gelegenen San Diego und leistete dort die Nachtschicht. Seit einer Weile schon spielte sie mit dem Gedanken, ihr Elternhaus zu verlassen und sich eine eigene Wohnung zu suchen – ein Traum, den sie Finley bereits kurz davor in einem Brief gestanden hatte. *Stell dir das doch mal vor, Fin. Wenn wir zusammen in einer kleinen Wohnung gleich beim Strand wohnen würden. Vielleicht in Santa Monica. Was für ein Spaß das wäre ...*

Jetzt, an diesem kühlen Abend in der letzten Novemberwoche, war es auf den Krankenhausfluren ganz still. In ihrer gestärkten weißen Uniform, das Schwesternhäubchen auf ihrem toupier-

ten Pagenkopf festgepinnt, folgte Frankie der leitenden Nachtschwester in ein Privatzimmer ohne Blumen und Besucher, in dem eine junge Frau lag und schlief. Wie immer erhielt Frankie Anweisungen, wie sie ihren Job zu erledigen hatte.

»Das Mädchen hier war auf der St. Anne's High School«, sagte die Nachtschwester und fügte lautlos das Wort *Baby* hinzu, als wäre es eine Sünde, so etwas auch nur auszusprechen. Frankie wusste, dass St. Anne's das Wohnheim für unverheiratete Mütter war, aber man sprach nicht über die Mädchen, die plötzlich die Schule verließen und Monate später zurückkehrten, allerdings viel stiller als vorher.

»Ihr Infusionstropf ist beinahe leer, ich könnte ...«

»Um Himmels willen, Miss McGrath, Sie wissen doch, dass Sie dafür noch nicht bereit sind. Wie lange sind Sie jetzt hier? Eine Woche?«

»Zwei, Ma'am. Und ich bin ausgebildete Krankenschwester, meine Noten ...«

»... sind vollkommen unwichtig. Mir kommt es auf klinische Kompetenz an, und davon haben Sie noch zu wenig. Sie sollen nach den Bettpfannen schauen, die Wasserkrüge auffüllen, Patienten beim Toilettengang helfen. Wenn Sie so weit sind, andere Aufgaben zu übernehmen, sage ich Ihnen Bescheid.«

Frankie seufzte leise. Eigentlich hatte sie sich in der Ausbildung nicht so abgerackert, um danach Bettpfannen zu wechseln und Kissen aufzuschütteln. Wie sollte sie die klinischen Kompetenzen erwerben, die sie brauchte, um eine Stelle in einer erstklassigen Klinik zu bekommen?

»Bitte protokollieren und kontrollieren Sie sämtliche intravenös verabreichten Medikamente. Die Information brauche ich gleich. Na los!«

Frankie nickte und begann ihre üblichen Runden von Zimmer zu Zimmer.

Gegen drei Uhr früh kam sie zu Zimmer 107 und öffnete leise die Tür, um niemanden zu wecken.

»Sind Sie hier, um sich die Freak-Show anzuschauen?«

Frankie hielt inne, unsicher, was sie tun sollte. »Ich kann auch später noch mal wiederkommen ...«

»Nein, bleiben Sie. Bitte.«

Frankie schloss die Tür hinter sich und ging zu dem Bett, in dem ein junger Mann mit langen, wirren, blonden Haaren und einem blassen, schmalen Gesicht lag. Auf seiner Oberlippe wuchs ein Flaum blondbrauner Haare. Er sah aus wie ein junger Mann, den man beim Surfen in Trestles beobachten könnte – wäre da nicht der Rollstuhl gewesen, der in der Ecke stand.

Unter der weißen Decke konnte sie die Umrisse seiner Beine erkennen. Oder eher die Umrisse seines Beins.

»Sie können gern nachschauen«, sagte er. »Wer verzichtet schon freiwillig darauf, sich ein Wrack anzusehen?«

»Ich störe Sie«, sagte Frankie, trat einen Schritt zurück und wollte sich schon umdrehen und gehen.

»Bleiben Sie doch. Die schicken mich auf die Psycho-Station, weil ich versucht habe, mir das Leben zu nehmen. Zwangseinweisung, was für ein Quatsch. Als würden die wissen, was ich denke. Jedenfalls sind Sie womöglich der letzte vernünftige Mensch, den ich für eine Weile zu Gesicht kriegen werde.«

Vorsichtig ging Frankie wieder zu ihm, kontrollierte seinen Tropf und machte einen Eintrag auf sein Krankenblatt.

»Ich hätte meinen Revolver benutzen sollen«, fuhr der junge Mann fort.

Frankie wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte. Ihr war noch nie ein Mensch begegnet, der versucht hatte, Selbstmord zu begehen. Ihr kam es unhöflich vor, zu fragen, warum er es getan hatte, aber ebenso unhöflich, einfach zu schweigen.

»Ich habe dreihundertvierzig Tage dort verbracht. Dachte, ich wäre praktisch schon wieder auf dem Nachhauseweg. Großer Fehler. Als Shorttimer, meine ich.«

Als er merkte, dass Frankie ihn etwas verwirrt ansah, fügte

er erklärend hinzu: »Vietnam.« Und seufzte. »Mein Mädchen – Jilly – sie hat Kontakt gehalten, mir Liebesbriefe geschrieben, die ganze Zeit, bis ich dann auf die scheiß Mine getreten bin und mein Bein verloren habe.« Er senkte den Blick. »Sie hat mir gesagt, ich würde lernen, damit umzugehen, mit der Zeit. Ich versuch's ja ...«

»Das hat Ihre Freundin Ihnen gesagt?«

»Nein, nein. Eine Schwester im *Twelfth Evac Hospital*. Sie hat mich durchgekriegt, sich zu mir gesetzt, wenn ich ausgerastet bin.« Er sah Frankie an und griff nach ihrer Hand. »Können Sie bei mir bleiben, bis ich einschlafe, Ma'am? Ich hab solche Alpträume ...«

»Natürlich. Ich gehe nirgendwohin.«

Frankie hielt noch seine Hand, als er endlich einschlief, und sie dachte an Finley, an die Briefe, die er ihr jede Woche schrieb, mit lustigen Anekdoten und Beschreibungen der wunderschönen Landschaft. *Du solltest mal den Seidenstoff und die Juwelen hier sehen, Schätzchen. Mom würde hier alles leer kaufen. Und die bei der Marine wissen, wie man eine Party feiert, Junge, Junge.* Immer wieder schrieb er, dass der Krieg bald zu Ende sein würde. In den Abendnachrichten sagte Walter Cronkite dasselbe.

Aber der Krieg ging immer noch weiter.

Männer starben. Und verloren offensichtlich ihre Beine.

Eine Schwester im 12th Evac Hospital. Sie hat mich durchgekriegt.

An Krankenschwestern in Vietnam hatte Frankie bisher noch nie gedacht, Frauen wurden in den Zeitungen nie erwähnt. Und gesprochen wurde über Frauen im Krieg erst recht nicht.

Frauen können doch auch Helden sein.

In diesem Moment erlebte Frankie eine Offenbarung, sie spürte einen kühnen, ungewohnten Ehrgeiz in sich aufsteigen.

»Ich könnte meinem Land dienen«, sagte sie zu dem Mann, dessen Hand sie hielt. Eine revolutionäre, unheimliche, beglückende Vorstellung.

Aber war das tatsächlich möglich?

Woher wusste man, ob man die Kraft und den Mut besaß? Vor allem als wohlerzogene junge Frau, deren Courage noch nie auf die Probe gestellt worden war.

Sie ließ die Idee auf sich wirken, schloss die Augen und stellte sich vor, ihren Eltern zu erzählen, dass sie der Marine beigetreten wäre und nach Vietnam gehen würde. Finley einen Brief zu schreiben: *Trommelwirbel, bitte! Ich gehöre nun auch zur Marine und werde nach Vietnam geschickt! Auf baldiges Wiedersehen!*

Wenn sie sich jetzt dazu entschloss, konnten sie zusammen dort drüben sein. Vor Ort.

So konnte sie sich wirklich ihren Platz an der Heldenwand verdienen, und das nicht nur für eine gute Ehe, nein, dafür, in Kriegszeiten Leben zu retten.

Ihre Eltern würden so stolz auf sie sein, genauso stolz wie auf Finley. Ihr ganzes Leben lang hatte man ihr beigebracht, dass der Militärdienst Familienpflicht war.

Moment.

Denk noch mal richtig darüber nach, Frankie. Es könnte gefährlich werden.

Aber die Gefahr fand keinen Nachhall in ihr. Sie würde auf einem Klinikschiff arbeiten, weit weg von den Kampfhandlungen.

Als sie die Hand des Soldaten losließ, hatte sie sich entschieden.

In der vergangenen Woche hatte Frankie ihren freien Tag wie besessen geplant, hatte niemandem von ihren Absichten erzählt und niemanden um Rat gefragt. Immer wieder hatte sie sich selbst ermahnt, das Tempo zu drosseln, ihren Plan sorgfältig zu durchdenken, Fakt war jedoch, dass sie ja genau wusste, was sie tun wollte. Und sie würde sich ihr Vorhaben von niemandem ausreden lassen.

Nach einer kurzen Dusche ging sie zurück in ihr Zimmer, das vor Jahren mit einem rüschenbesetzten Himmelbett, Flokati

und gestreifter Provence-Rosen-Tapete für ein junges Mädchen eingerichtet worden war. Sie wählte eines der konservativen Kleider, die ihre Mutter gern und oft für sie kaufte. *Hohe Qualität, Frances, daran erkennt man eine Lady auf den ersten Blick.*

Erwartungsgemäß war das Haus um diese Zeit leer. Mom spielte Bridge im Country Club, Dad war bei der Arbeit.

Um 13 Uhr 25 hielt Frankie vor dem nächstgelegenen Rekrutierungsbüro der Navy, wo eine kleine Gruppe von Kriegsgegnern demonstrierte und Slogans skandierte. Auf den Schildern, die die Teilnehmer in die Höhe reckten, war zu lesen: »KRIEG GEFÄHRDET DIE GESUNDHEIT« oder »BOMBARDIEREN FÜR FRIEDEN IST WIE VÖGELN FÜR JUNGFRÄULICHKEIT«.

Zwei langhaarige Männer verbrannten ihren Einberufungsbescheid – was illegal war –, und die Versammlung feuerte sie an. Frankie hatte derartige Proteste nie verstanden. Glaubten diese Leute denn wirklich, ein paar Plakate würden Präsident Johnson dazu bringen, den Krieg zu beenden? Verstanden sie denn nicht, dass ganz Südostasien dem Kommunismus anheimfallen würde, wenn Vietnam kommunistisch würde? Hatten sie nicht gelesen, wie bösartig solche Regimes oft waren?

Als Frankie aus dem Auto stieg, spürte sie plötzlich, wie sehr sie aus dem Rahmen fiel. Ihre teure dunkelblaue Kalbslederhandtasche eng an sich gedrückt, näherte sie sich der demonstrierenden Gruppe, die jetzt skandierte: »Scheiß auf Wehrpflicht, mit uns nicht!«

Als die Demonstranten Frankie bemerkten, herrschte für einen Moment absolute Stille.

»Verdammt, die gehört bestimmt zu den Jungen Republikanern!«, rief jemand.

Frankie zwang sich, ruhig weiterzugehen.

»O Mann«, sagte jemand anderes. »Die Kleine ist irre.«

»Geh nicht dort rein!«

Frankie öffnete die Tür des Rekrutierungsbüros. Drinnen

sah sie einen Tisch unter einem Schild, auf dem stand: SEI EIN PATRIOT, GEH ZUR NAVY. Am Ende des Tisches stand ein Matrose in Uniform.

Frankie schloss die Tür hinter sich und ging zu dem Rekrutierungspult.

Einige der Demonstranten hämmerten an die Fensterscheibe. Frankie gab sich alle Mühe, nicht zusammenzuzucken, nicht nervös oder gar ängstlich zu wirken.

»Ich bin Krankenschwester«, sagte sie, die Geräusche von draußen ignorierend. »Ich möchte der Navy beitreten und mich freiwillig für den Einsatz in Vietnam zur Verfügung stellen.«

Der Matrose warf unruhige Blicke auf die Menge draußen. »Wie alt sind Sie?«

»Zwanzig, Sir. Nächste Woche werde ich einundzwanzig.«

»Damit die Navy Sie nach Vietnam schickt, Ma'am, müssen Sie mindestens zwei Jahre gedient haben, das heißt, Sie müssen erst mal zwei Jahre hier in den Staaten in einem Krankenhaus arbeiten.«

Zwei Jahre. In zwei Jahren würde der Krieg doch längst vorbei sein. »In Vietnam werden also keine Krankenschwestern gebraucht?«

»O doch, ganz dringend sogar.«

»Mein Bruder ist in Vietnam. Ich ... ich möchte helfen.«

»Tut mir leid, Ma'am. So sind nun mal die Vorschriften. Zu ihrer eigenen Sicherheit, das können Sie mir glauben.«

Als Frankie das Büro verließ, war ihr zwar der Wind aus den Segeln genommen, aber sie war nicht entmutigt. Sie eilte an den Demonstranten vorbei, die ihr Beleidigungen zuriefen, fand eine Telefonzelle in der Nähe, wo sie das Telefonbuch von Los Angeles aufschlug und sich die Adresse der nächstgelegenen Rekrutierungsstation der Airforce herausuchte.

Dort erklärte man ihr das Gleiche – dass sie Erfahrung in den Staaten sammeln müsste, bevor man sie nach Vietnam ziehen lassen könnte.

Bei der Rekrutierungsstelle der Army hörte sie endlich, was sie hören wollte: *Selbstverständlich, Ma'am. Das Army Nurse Corps braucht Krankenschwestern. Wir könnten Sie nach dem Basis-training direkt rausschicken.*

Frankie unterschrieb auf der gepunkteten Linie und war von da an ganz einfach Second Lieutenant Frances McGrath.

KAPITEL 3

Als Frankie auf die Insel zurückkam, gingen gerade die Straßenlaternen an. Downtown Coronado war mit Girlanden und Lichtern festtäglich geschmückt, vor einigen Geschäften standen weißbärtige, rotgewandete Weihnachtsmänner. An den über die Straße gespannten Seilen baumelten beleuchtete Schneeflocken.

Zu Hause fand Frankie ihre Eltern schon zum Dinner gekleidet vor. Dad stand an der Bar und blätterte in der Zeitung, während Mom in ihrem Lieblingssessel am Feuer saß, eine Zigarette rauchte und einen Graham-Greene-Roman las. Das Haus war weihnachtlich geschmückt mit einer verschwenderischen Vielzahl an Lichtern und einem drei Meter hohen Baum.

Als Frankie hereinkam, faltete Dad seine Zeitung zusammen und lächelte ihr zu. »Hallo, Schätzchen.«

»Ich möchte euch etwas erzählen«, platzte Frankie aufgeregt heraus.

»Du hast einen Jungen kennengelernt, der dir gefällt«, sagte Mom und legte ihr Buch weg. »Endlich.«

Frankie stutzte. »Einen Jungen? Nein.«

»Frances, die meisten Mädchen in deinem Alter ...« begann Mom stirnrunzelnd.

Doch Frankie fiel ihr ungeduldig ins Wort: »Ich möchte euch etwas ganz Wichtiges erzählen.« Dann holte sie tief Luft und sagte: »Ich bin dem Army Nurse Corps beigetreten. Jetzt

bin ich Second Lieutenant McGrath und werde nach Vietnam gehen. Und ich kann zumindest für einen Teil seiner Stationierungszeit mit Finley zusammen sein!«

»Darüber macht man keine Scherze, Frances«, sagte Mom.

Auch Dad starrte Frankie mit ernstem Gesicht an. »Ich habe nicht den Eindruck, dass das ein Scherz sein soll, Bette.«

»Du hast dich der Armee angeschlossen?«, fragte Mom sehr langsam, als versuche sie, Worte in einer Fremdsprache richtig auszusprechen.

»Ja, und ich würde salutieren, wenn ich schon wüsste, wie das geht. In drei Wochen beginnt das Basistraining. In Fort Sam Houston.«

Frankie verzog das Gesicht. Warum gratulierten ihre Eltern ihr nicht zu ihrem Entschluss? »Die McGraths und die Alexanders gehen doch alle zum Militär«, sagte sie. »Als Finley sich gemeldet hat, wart ihr begeistert.«

»Die Männer gehen zum Militär«, erwiderte Dad scharf. »Die *Männer*.« Dann hielt er inne. »Warte. Hast du Army gesagt? Wir sind seit jeher eine Marine-Familie. Coronado ist eine Marine-Insel.«

»Ich weiß, aber die Navy lässt mich nicht nach Vietnam, ohne dass ich vorher zwei Jahre hier in den Staaten in einem Krankenhaus gedient habe«, erklärte sie. »Das Gleiche bei der Air Force. Sie haben gesagt, ich hätte nicht genügend Erfahrung. Nur die Army lässt mich sofort nach der Grundausbildung gehen.«

»Herr des Himmels, Frankie«, sagte Dad und fuhr sich durch die Haare. »Für solche Regelungen gibt es doch Gründe.«

»Nimm deine Anmeldung zurück, sofort.« Mom sah Dad an und stand langsam auf. »Guter Gott, wie sollen wir das den Leuten erklären?«

»Was werdet ihr ...« Frankie verstand das alles nicht. Ihre Eltern benahmen sich, als wäre sie ein Grund zur Scham. Aber ... das ergab doch keinen Sinn. »Wie oft hast du uns in deinem Büro

versammelt, um über die militärische Vergangenheit dieser Familie zu sprechen, Dad? Du hast uns erzählt, wie sehr du dir gewünscht hast, für dein Land kämpfen zu können. Ich dachte ...»

»Er ist ein Mann«, fiel Mom ihr ins Wort. »Und es ging um Hitler. Nicht um irgendein Land, das niemand auf einer Landkarte findet. Dummheiten sind keineswegs patriotisch, Frances.« Sie hatte Tränen in den Augen, wischte sie jedoch hastig weg. »Nun, Connor, du hast es ihr beigebracht. Jetzt glaubt sie daran. Eine echte *Patriotin*.«

Auf Moms Vorwurf hin verließ Dad den Raum schäumend vor Wut.

Frankie ging zu ihrer Mutter und wollte ihre Hand nehmen, aber Mom trat flink beiseite.

»Mom?«

»Ich hätte nicht zulassen dürfen, dass dein Vater dir den Kopf mit solchen Geschichten vollstopft. Bei ihm klang das alles so ... so heroisch, diese ganzen Kriegsanekdoten. Obwohl ja keine davon aus seiner eigenen Familie stammte, nicht wahr? Er konnte nicht zum Militär, deshalb ist es ... ach, Herrgott nochmal, das ist doch jetzt sowieso alles egal.« Sie wandte den Blick ab. »Ich weiß noch, wie mein Vater aus dem Krieg nach Hause kam, ein gebrochener Mann. Mühsam wieder zusammengeflickt. Er hatte schlimme Alpträume. Nur deshalb ist er so früh gestorben.« Ihre Stimme brach. »Und du glaubst, du gehst einfach da rüber, um ein paar Abenteuer mit deinem Bruder zu erleben? Wie kannst du nur so dumm sein?«

»Ich bin Krankenschwester, Mom, kein Soldat. Der Rekrutierer hat gemeint, ich werde in einem großen Krankenhaus stationiert, weit weg von der Front. Und er hat versprochen, dass ich Finley zu sehen kriege.«

»Und du hast ihm geglaubt?« Mom zog lange an ihrer Zigarette. Frankie sah, wie ihre Hand zitterte. »Es ist also endgültig?«

»Ja. Im Januar melde ich mich beim Basistraining, und im März nehme ich das Schiff. Zu meinem Geburtstag nächste

Woche und zu Weihnachten bin ich zu Hause, dafür habe ich gesorgt. Ich weiß ja, wie wichtig das für dich ist.«

Mom biss sich auf die Lippe, und Frankie sah, dass ihre Mutter sich bemühte, gelassen zu wirken. Plötzlich jedoch nahm sie Frankie in den Arm, zog sie so fest an sich, dass Frankie kaum noch Luft bekam.

Frankie schmiegte sich an sie und vergrub ihr Gesicht in Moms auftoupiertem, mit reichlich Haarspray behandeltem Haar. »Ich liebe dich, Mom«, flüsterte sie.

Irgendwann ließ Mom sie wieder los, wischte sich die Tränen weg und sah Frankie fest in die Augen. »Versuch bloß keine Heldin zu werden, Frances Grace. Es ist mir vollkommen gleichgültig, was man dir beigebracht hat oder welche Geschichten dein Vater dir erzählt hat. Verhalte dich unauffällig und Sorge dafür, dass du in Sicherheit bleibst. Hörst du?«

»Versprochen. Ich komme klar.«

Es klingelte an der Tür.

Ein ferner Laut, kaum hörbar zwischen all den unausgesprochenen Worten, die in der Stille zwischen ihnen umherwirrten.

Mom blickte zur Seite, in Richtung Diele. »Wer in aller Welt kann das denn sein?«

»Ich gehe schon«, sagte Frankie.

Sie ließ ihre Mutter allein im Wohnzimmer stehen. In der Eingangshalle ging sie um den glänzenden Palisanderholztisch herum, den eine große weiße Orchidee schmückte, und öffnete die Tür.

Auf der Schwelle standen zwei Marineoffiziere in Paradeuniform.

Ihr ganzes bisheriges Leben hatte Frankie auf Coronado Island gelebt, hatte beobachtet, wie Jets und Helikopter über sie hinwegdonnerten und Matrosen in Reih und Glied am Strand entlangmarschierten. Bei jeder Party oder sonstigen Zusammenkunft erzählte jemand eine Geschichte aus dem Zweiten

Weltkrieg oder dem Koreakrieg. Auf dem Stadtfriedhof gab es reichlich Gräber von Männern, die Coronado im Krieg verloren hatte.

Deshalb wusste Frankie genau, was es bedeutete, wenn Offiziere vor der Haustür standen. »Bitte«, flüsterte sie, obwohl sie die Tür am liebsten schnell wieder geschlossen hätte.

Hinter sich hörte sie Schritte, Absätze auf Hartholz. »Frances?«, sagte Mom und stellte sich neben sie. »Was ...?«

Dann sah auch sie die beiden Offiziere und holte tief Luft.

»Tut mir leid, Ma'am«, sagte der eine Offizier, nahm seine Mütze ab und klemmte sie unter seinen Arm.

Frankie fasste nach der Hand ihrer Mutter, aber Mom zog sie weg. »Kommen Sie herein«, sagte sie mit heiserer Stimme. »Sie wollen doch sicher mit meinem Mann sprechen ...«

Wir bedauern, Ma'am, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ensign Finley McGrath im Einsatz gefallen ist.

Abgeschossen ... in einem Helikopter ...

Keine sterblichen Überreste ... die gesamte Besatzung unrettbar verloren.

Auf ihre Fragen reagierten die Männer lediglich mit einem ruhigen *Es ist Krieg, Sir*, als sage das alles.

Frankie wusste, dass sie diesen Abend für immer in schrecklicher Erinnerung behalten würde: Dad, hoch aufgerichtet, mit zitternden Händen, ohne Emotion, bis einer der Offiziere seinen Sohn einen Helden nannte und er mit leiser Stimme nach Einzelheiten fragte – als spiele das eine Rolle – wo ist es geschehen, wann, wie? Ihre sonst so vornehme, abgeklärte Mom, die, in ihrem Sessel kauern, die elegante Frisur in Auflösung begriffen, bloß die Frage wiederholte: *Wie kann das sein, Connor, du hast doch gesagt, das ist eigentlich gar kein richtiger Krieg.*

Ihre Eltern bemerkten wohl nicht, wie Frankie das Haus verließ, den Ocean Boulevard überquerte und sich in den kühlen Sand setzte.

Wie war er abgeschossen worden? Was hatte er als Adjutant überhaupt in einem Helikopter zu suchen? Und was bedeutete die Behauptung, es gebe keine sterblichen Überreste? Was sollten sie begraben?

Wieder kamen ihr die Tränen. Erinnerungsbilder tauchten auf. Sie und Finley hier am Strand, Hand in Hand in der Brandung. Er brachte ihr das Schwimmen bei, zeigte ihr, wie man sich auf dem Rücken treiben ließ. Im Kino schauten sie sich *Psycho* an, was ihre Mutter Frankie ausdrücklich verboten hatte. Finley spielte ihr bei einer Party zum 4. Juli heimlich eine Flasche Bier zu. Mit geschlossenen Augen dachte sie an ihren Bruder, an ihr gemeinsames Leben, an ihre Auseinandersetzungen und Kabbeleien. Ihr erstes Mal in Disneyland, das Fahrradfahren im Sommer, der Wettlauf zum Christbaum am Weihnachtsmorgen, bei dem er sie gewinnen ließ. Ihr großer Bruder.

Er war weg. Einfach weg.

Wie oft waren sie und Fin abends hier draußen gewesen, im Dunkeln am Strand, waren mit dem Fahrrad im Licht der Straßenlaternen nach Hause zurückgefahren, mit weit ausgestreckten Armen. Freihändig Fahrrad fahren kam ihnen damals wie ein Risiko vor.

Wie frei sie sich gefühlt hatten. Unbesiegbar.

Auf einmal hörte Frankie hinter sich leise Schritte und spürte dann, wie ihre Mom sich neben ihr niederließ. »Sie meinen, wir sollen in seinem Sarg die Stiefel und den Helm eines anderen begraben«, stieß sie nach einer Weile hervor. Ihre Unterlippe blutete leicht, sie hatte wohl zu heftig darauf herumgekauert, und sie kratzte sich an einer roten Stelle an ihrem Hals.

»Eine Beerdigung«, sagte Frankie. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Schwarz gekleidete, auf Kirchenbänken kauernde Trauergäste, Father Michael, der endlos schwadronierte und womöglich lustige Anekdoten über Finleys Zeit als rebellischer Messdiener erzählte. Wie er seine Spielzeugsoldaten im Taufbecken gewaschen hatte. Wie sollten sie alle das ertragen?

Ein leerer Sarg. *Keine sterblichen Überreste.*

»Geh nicht«, sagte Mom leise.

»Ich bin doch hier, Mom.«

Ihre Mutter sah sie an. »Ich meine ... nach Vietnam.«

Vietnam. Ein Unglückswort.

»Ich muss«, erwiderte Frankie. Seit der Nachricht über den Tod ihres Bruders hatte sie sich schon mehrmals gefragt, ob sie die Verpflichtung, die sie eingegangen war, vielleicht doch auflösen könnte, so dass sie bei ihren Eltern in Sicherheit bleiben und in Ruhe trauern konnte.

Aber es war zu spät. Sie hatte sich verpflichtet, sie konnte ihr Wort nicht brechen.

»Ich habe keine andere Wahl, Mom. Ich kann es nicht rückgängig machen. Gib mir deinen Segen. Bitte. Ich möchte, dass du stolz auf mich bist.«

Für den Bruchteil einer Sekunde sah Frankie den Schmerz ihrer Mutter. Sie war bleich und vollkommen erschöpft. Mit matten, leblosen blauen Augen starrte sie Frankie an. »Stolz auf dich?«

»Du musst dir keine Sorgen um mich machen, Mom. Ich werde wieder nach Hause kommen, versprochen.«

»Das waren auch die letzten Worte, die ich von deinem Bruder gehört habe.« Moms Stimme brach. Einen Moment hielt sie inne und sah aus, als wolle sie etwas sagen. Doch stattdessen stand sie auf, wandte sich von Frankie ab und ging durch den Sand zurück zum Haus.

»Tut mir leid«, flüsterte Frankie, zu leise, als dass ihre Mutter es hätte hören können, aber was spielte das für eine Rolle?

Es war zu spät für Worte.

Zu spät, irgendetwas zurückzunehmen.